

Illustriertes Sonntags-Blatt.

Wochenbeilage zum „Erzähler vom Westerwald“.

Nr. 16

Sonntag, den 18. April

1915

Die weiße Bant.

Skizze von Ilse E. Tromm.

(Nachdruck verboten.)

Nach langem anstrengendemritt kam der junge Offizier mit der kleinen Anzahl Soldaten vor dem hinter hohen Mauerwerk verborgenem Schloß an, das ihnen als Quartier zugewiesen war.

Da keine Entgegnung erfolgte, wiederholte der Leutnant seine Worte französisch. Unterdes war der Mann langsam durch den Schnee tapfend bis an das Tor herangekommen. Ein grimmigcs Brummen kam über seine Lippen. Unter den grauen buschigen Augenbrauen funkelten ein paar lebhaftc Augen.

Raschelnd zog der Mann einen ungeheuren Schlüsselbund hervor und öffnete das Tor, das in seinen Angeln sang.

„Guten Abend, meine Herren,“ sagte der Mann, „bitte, treten Sie ein, es ist kalt. Wenn meine Alte nicht so'n scharfes



Deutsche Soldaten und französische Bevölkerung.

„Gott sei Dank“, dachte Leutnant von Teilering, „endlich ein Dach über dem Kopfe.“ Er ließ die Augen durch das verschlossene Gittertor zum Schloßchen hinüber schweifen, aber nirgendwo drang ein Lichtschein durch die Nacht. Die Kolläden waren vor den Fenstern heruntergelassen und alles lag so vertraut, so friedlich schlafend, daß man kein menschliches Lebewesen hinter den Mauern vermuten konnte. Frischer weißer Schnee bedeckte die Wege, wie mit einem flederlosen Tuch, Schnee lag auf dem Dach, auf allen Sims.

Leutnant von Teilering ließ die Leute abziehen. Einer sollte versuchen, sich Eingang zu schaffen. Da knarrte durch die Stille, die nur von fernem dumpfen Kanonendonner unterbrochen wurde, eine Türe, und aus dem Schatten des Schlosses löste sich eine Gestalt, die in diesem Augenblick in den hellen Mondschein hinaustrat.

„Hallo,“ rief der junge Offizier, „öffnet die Türe! Wir haben keine Lust, länger hier in der Winternacht zu stehen . . .“

Gehör hätte, dann ständen Sie noch lange hier. Ja, ja, man liegt andauernd auf der Lauer. Dann ist's Pferdegetrappel über hartgefrorene Wege, dann sind's ratternde Motore unheimlich verkündend über einem . . .“

Man war auf's höchste überrascht, die deutschen Leute zu vernehmen, weil man französische erwartet hatte.

„Sie sind ein Deutscher?“ fragte der Offizier, der neben dem Alten herging.

„Jawohl, aber ich lebe schon seit mehr als vierzig Jahren hier im Schloß.“

Sie traten ein. Ein leichter Moldergeruch von welken Blumen, die die Vasen auf zierlichen Kolokolischen füllten, schlug ihnen entgegen. Der Diener knippte das elektrische Licht auf. Die Helligkeit skutete über den großen prunkhaften Raum, in dem die schweren Weiterstiesel seltsam fremd hallten.

Jedoch die verschlafenen Soldaten hatten weder Auge noch Ohr für den wunderfamen Zauber ihrer Umgebung. Nur Leut-

Die Leute versorgten die Pferde im Stall, schleppten sich dann mit müden Gliedern in das obere Stodwerk, wo ihnen die Lager angewiesen worden waren.

Der Offizier trat von seinem Zimmer aus auf den Balkon hinaus, blickte versunken in die schweigende sternfunkelnde Winternacht, und Heimatbilder traten vor seine Seele, die seine Sehnsucht neu entfachten.

Sein Blick glitt von dem shimmernden Horizont in den verschneiten Park, blieb auf einer weißen Bank haften, die wie Schutz suchend unter einem breitästigen uralten Baume stand.

Bruno Tellerling hatte einen Freund, und dieser, der ihm der liebste Mensch auf der Welt war, hatte ihm kurz vor Ausbruch des Krieges die Geschichte einer reinen starken Liebe erzählt. Jeder Einzelheit entsann er sich jetzt.

Der Freund hatte sich mit einer jungen Dame verlobt, deren Mutter eine Französin war. Seit dem Tode des Vaters lebten sie auf einem kleinen alten Familiensitz der Mutter. Dieses Schloß kannte er aus den Erzählungen seines Freundes, und es konnte unmöglich ein Zweifel sein: der Zufall hatte ihn jetzt hergeführt. . . . Dort unten stand die weiße Bank. . . . Sommers mühten die tiefen Zweige der Kastanie sie fast umschließen, und diese Bank hatte merkwürdigerweise sein Interesse stets lebhaft erweckt. Der Freund hatte von ihr gesprochen, sie umgeben mit allem Zauber seines reichen lyrischen Empfindens, und er verstand es jetzt, daß ein Menschenherz bereit sein konnte, die Schönheit des Lebens in sich aufzunehmen und wenn das Schicksal solche Erdentwikel schuf, diesen Zauber an der Seite eines schönen Weibes genießen ließ.

Kaum konnte er sich in die Gegenwart zurückbringen, daß draußen der Kampf tobte, daß Menschen stöhnend verbluteten, daran erinnerte plötzlich das Wiehern der Pferde.

Bruno von Tellerling schrat zusammen und trat in das Zimmer zurück. In der Frühe des nächsten Tages begann der Dienst. Unerbittlich ging es dem Feind entgegen. Da brauchte man neue Kräfte — der Körper verlangte nach Ruhe.

Traumlos schlief er ein. Noch hüllte die Nacht die Erde in tiefe Dunkelheit. Da trabte die kleine Schar über die weichen unberührten Schneefelder fröhlich den Weg, den sie am Abend gekommen.

Der Diener schaute ihnen nach. „Ja — ja —“ sagte er zu seiner Frau, nun wird unsere Ruhe hin sein. Wenn doch bloß unser Fräulein nicht läme. Sie ahnt es ja nicht, daß die Deutschen schon hier Stellungen besetzt haben. . . .

„Sie kommt, Alter, verlaß dich darauf. Ich kenne sie. Sie verläßt dies Schloß nicht. Und wenn sie ihre Mutter im Süden gut geborgen weiß, dann halten keine zehn Pferde unsere junge Herrin zurück.“

Wieder waren die Soldaten gekommen. Das Dröhnen der Kanonen kam näher und näher. In den Nächten lohte roter zuckender Flammenschein gegen den dunklen Himmel und gab Kunde davon, daß der Krieg seine Brandsfadel stetig weiter in das Land warf.

Bruno von Tellerling fand keine Zeit mehr zu romantischen Träumereien. Die Gegenwart stellte ihre rastlosen Forderungen, und er dankte täglich dem Schicksal, daß er noch im Besitz seiner körperlichen Kräfte war. Kameraden waren gefallen, er hatte ihnen nicht zum Abschied die Hand reichen dürfen. . . . Das Toben des Kampfes vernichtete jegliches Grübeln.

Nun saß er in einem Salon, schrieb Briefe, die in der Heimat längst sehnsüchtig erwartet wurden. Man konnte nicht wissen, was der folgende Tag brachte. . . .

Ueber dem Schreibtisch hing das Porträt einer jungen Dame. Und wieder werden Erinnerungen in ihm wach, Erinnerungen an ein Bild, das der Freund ihm einst zeigte. . . .

Spät in der Nacht hörte man Stimmen vor dem Schloß. Sanitäter brachten Verwundete.

Leutnant von Tellerling ließ sich von seinem Burschen Bericht erstatten. Als er erfuhr, daß sich unter den Verwundeten auch ein Offizier befand, sprang er impulsiv auf. Unwillkürlich gedachte er des Freundes. Er wußte, daß dessen Regiment ganz in der Nähe stand, — und wenn nun der Zufall es wollte! . . .

„Ich mußte kommen —“ antwortete die junge Dame. „Doch was ist das? Deutsche Soldaten? Verwundete? Aber so sorgen Sie doch, daß den Leuten alles hergerichtet wird. . . .“

Sie schaute sich überrascht um. . . . Da trat Leutnant von Witte schnell vor. Ein helles Aufleuchten war in seinen Blicken.

„Lia —“

Ein Aufschrei aus ihrem Munde.

Die Soldaten gingen ins Schloß.

Langsam führte der Offizier seine Braut zu der weißen Bank.

„Sagte ich dir damals beim Abschied nicht, mein Liebling, daß wir uns wiedersehen würden — ganz unerwartet — ganz unvorbereitet —? Aus tausend Gefahren bin ich hier gelandet — und finde dich. . . .“

Sie lehnte sich glücklich lächelnd an ihn, und der Nachtwind bewegte die Zweige, und weicher weißer Schnee überrieselte sie in ihrer seligen Vergessenheit.

Leutnant von Tellerling schrieb seine Briefe zu Ende. Er fühlte sich plötzlich verlassen — einsam — die Bank unter seinem Fenster erweckte nicht mehr seine ferne unbestimmte Sehnsucht — — Er würde morgen zu neuen Taten erwachen und wenn ihm die letzte Stunde schläg — — er würde sie willkommen heißen —

Der Kamerad trat ein. Neben ihm stand das junge Mädchen, das er von den Bildern her kannte. Da verslog jeder finstere Gedanke vor dem glücklich lächelnden Paar, das ihm nun freimütig die Hände bot. Und ein Ahnen von einer wunderbaren Schicksalsfügung zog durch seine Seele — das ihn frei machte und erstöte. . . .

Draußen senkten sich wirbelnde Schneeflocken auf die Fußspuren der Menschen, und der Park lag gleichend und leuchtend mit glitzernden Eiskristallen traumschön in der Winternacht —.



Bayerische Feldpost in Nordfrankreich.

Zoger.

Skizze aus einem ungarischen Dorfe.
v. G. von Katinzky-Merzenich.

(Nachdruck verboten.)

Es gab nur zwei Dinge auf dieser Welt, die Lajos Zoger liebte, nämlich seinen Säbel und seinen Hund Bido. Für beide hätte er sein Leben gelassen. Hätte man ihn vor die Wahl gestellt, „Wen willst du hergeben, den Säbel oder den Hund?“ so würde er ohne Besinnen geantwortet haben: „Keinen, wir drei gehören zusammen, Trennung wäre gleichbedeutend mit dem Tode. Bido ohne mich stirbt vor Sehnsucht nach mir, mein Säbel ohne mich wird vom Rost zerfressen, und ich ohne die beiden — nun darüber brauch' ich erst gar kein Wort zu verlieren — wer kann sich Zoger ohne Säbel und ohne Bido denken?“

Zoger bekleidete die ehrenvolle Stelle eines Kanzleidners in einem kleinen ungarischen Dorfe, er war das Faktotum des dort lebenden Kreisnotars. Er trug amtliche Briefe auf die umliegenden Dörfer, und wer ihm auf solchen Geschäftswegen begegnete, dem zeigte er stets eine außerordentlich wichtige Miene, gerade als ob Ruhm und Reich von seinem Auftrage abhingen.

Vor Jahren hatte er bei den Husaren gedient, und aus der damaligen Glanzperiode hatte er sich einige Uniformstücke mit in sein späteres Leben gerettet. Diese Reliquien waren im Lauf der Jahre keineswegs schöner geworden. Dünn, spedig und unansehnlich hingen sie um Zogers Körper, aber sie waren ganz, wenn auch unzählige Niden eine sehr reizvolle Unterbrechung des Hosenbodens bildeten. Die schlante, elastische

Nur der Augenblicke hatte das Sichelknecht getrieben, nur sein Gesicht lag im verwitterten Aussehen. Wenn er den Mund öffnete, so sah man in eine dunkle Höhle, in der in stolzer Größe ein einlamiger Zahn lag. Mit diesem letzten der Mohikaner pflegte Loger eine harmlose Skolektorie zu treiben. Er lächelte stets so, daß man gerade nur ein Bruchteil dieses Zahnes sehen konnte, und wer die Geheimnisse der Logerischen Mundhöhle nicht kannte, schloß unbedingt auf erheblich mehr Kauwerkzeuge als der Besitzer aufzuweisen hatte. Sehr vorteilhaft war für ihn übrigens auch der herabhängende Schnurrbart, der die Lücken sehr geschickt verbergen half.

Loger hatte immer zu tun. Auf der Kanzlei war er der allgemeine Liebling. Für die Frauen der Schreiber schnitzte er unsagbar schöne Kochlöffel oder Ständer, auf die die Frauen die leeren Milchkrüge zum Trocknen aufstützen konnten. Wo in einem Hofe solch ein Milchkrugständer zu sehen war, konnte man überzeugt sein, daß die Hausfrau in irgendeiner freundlichen Beziehung zu Loger oder seinem Hunde Bido stand. Denn wer Bido etwas Liebes tat, dem war in Logers Herz ein Denkmal gesetzt, und die Revanche bestand immer in einem Kunstzeugnis seiner fleißigen Hände.

Wenn er in seinem kleinen Gärtchen saß, hielt er lange tief-sinnige Gespräche mit Bido und seinem Säbel. Bido bedeutete für ihn die Gegenwart, der Säbel war die Vergangenheit. Wenn er mit dem Hunde sprach, so fing er seinen Satz gewöhnlich mit den Worten an: „Wie denkst du über dies oder das?“ Bei dem Säbel

immerhin mittel wahren? glaubst du, daß auch nur eine unsterbliche Seele in einem Stocklöcher befaßt?“ Der Säbel schauerte Loger zu, daß er dies für ganz ausgeschlossen hatte. Weirtebig machte sich Loger wieder über seine Arbeit her. Doch nun wälzten sich Gedanken hinter seiner Stirn, die er ganz allein verarbeiten mußte. Er hatte eine große Sorge, sie betraf die Stöckin des Doktors. Diese Jungfrau hatte gut und gern ihre 50 Lenze erlebt, man konnte sie als eine etwas überreife Frucht bezeichnen. Vor 30 Jahren war sie zweifellos sehr begehrt wert gewesen. Jetzt konnte sie nur noch durch ihre Kochkünste reizen. So ein gefülltes Kraut oder gar Paprikahänel wie bei Doktors gab es sonst nirgendwo.

Wenn sich Mariska damit begnügt hätte, des Kanzleibdieners Magenfreundin zu sein, dann wäre alles, in schönster Harmonie verlaufen, aber nein, Mariska verfolgte höhere Ziele; sie hatte es sich in den Kopf gesetzt, Logers Frau zu werden, und dagegen sträubte er sich energisch. Das wäre ihm als ein Treubruch gegen seine beiden alten Freunde erschienen, außerdem fehlte ihm auch entschieden die Begeisterung zu dieser Ehe.

Aber Mariska war zäh; sie gab die Hoffnung, daß sie ihr Ziel doch noch erreichen würde, nicht so ohne weiteres auf. Während Loger mit allen Kräften von ihr wegstrebte, saß sie in ihrer blichblanken Küche und grübelte über dasselbe Problem. Da fiel ein Sonnenstrahl gerade auf ihren Lieblingsteller, der zum Schmutz an der Wand hing. Ein sehr kühner Husar war darauf gemalt, und darunter stand der sinnige Spruch: „In meinem



Brotausgabe an 15000 russische Gefangene in Augustowo, vor dem Abtransport.

aber hieß es: „Weißt du noch?“ Heute meinte es die Herbstsonne gar gut mit den drei Unzertrennlichen. „Geschenkte Tage“, pflegte Loger zu sagen. Sie rieselte wohligh über Logers Rücken, sie warf ganze Strahlenbündel in den kleinen Garten. Der Säbel glänzte unternehmend, Bido blinzelte ein bißchen geärgert nach ihm hin. Er fand es anmaßend von dem Säbel, sich so bemerkbar zu machen. Loger schnitzte eifrig an einem Löffel, den er diesmal ganz raffiniert verzierte; oben auf dem Stiel setzte er eine kleine Blume, das sollte eine besondere Aufmerksamkeit für die Frau des Kreisnotars bedeuten. Während er so arbeitete, warf er hin und wieder Bido eine Frage zu:

„Was glaubst du, alter Freund, wird sich die gnädige Frau über den Löffel freuen? — Natürlich meinst du? Ich bin auch davon überzeugt. Nächste Woche hat sie ihren Namenstag, du weißt doch, am 15. Oktober? Da gibt es für mich einen Zwetschgenschnapss und für dich ein paar zarte Knöchelchen — na und für dich, getreuer Säbelfreund, hat sie dann stets einen neuen Wollkappen, mit dem ich dich putzen kann. Ja, ja, sie ist eine gute Frau — sie hat ein Herz für Mensch und Tier. Ich werde ihr drei Löffel schnitzen — wie denkst du darüber Bido?“

Bido war einverstanden, und er gab seine Einwilligung zu erkennen, indem er lebhaft mit dem Schwanz wedelte.

Loger war fertig mit dem blumengezierten Löffel. Stolz hielt er ihn in die Höhe. „Nun, was sagst ihr dazu? Ich werde die andern Löffel auch an den Stielen verziern. — Ich habe eine köstliche Idee! Auf einen Löffel werde ich Bidos Kopf schnitzen, auf den andern den Säbelgriff! Weißt du noch,“ wandte er sich an den Säbel, „wie wir einmal in der Küche des Generals Matonny zu Abend aßen? Hast du auch nur einen einzigen so

Zimmer ruht der Ofen, in meinem Herzen ruht nur du.“ Wahrhaftig, das stimmte beides! Wenn nur der Mann ihrer Leidenschaft sich nicht so ablehnend gegen sie verhalten hätte, wie schön und glücklich hätte ihre Zukunft werden können. In all dem Jammer war allein der Bido schuld. In diesem dummen Tier hing der Mann mit einer Zärtlichkeit, die ihn blind und taub gegen alle weiblichen Reize machte. Wegen so einer Kreatur sollten ihre Wünsche nicht in Erfüllung gehen? Und plötzlich kam Ordnung in die Wirren von bösen Gedanken, die sich in Mariskas Hirn stritten. Es entstand ein Plan, der ohne große Schwierigkeit auszuführen war. Bido mußte auf die Seite geschafft werden! Während der Kanzleidiener die Zimmer in Ordnung brachte, lag der Hund gewöhnlich auf der Schwelle und wartete auf die Rückkehr seines Herrn. — Diese Stunde wollte Mariska benutzen. Bido kannte sie, und wenn sie ihn mit einigen Lederbissen lockte, würde er ihr sicherlich folgen. Sie wollte ihn nicht töten — nein, — aber einige Wochen konnte er im Keller eingesperrt leben, das würde ihm weiter nichts schaden, und Logers Herz, so plötzlich des Gegenstandes seiner Zuneigung beraubt, würde sich gewiß ihr zuwenden. Mariskas Gesicht glühte vor Eifer und Tatendrang.

Am andern Tag hatte sie auch wirklich das Glück, den Hund zu finden. Mit schmeichlerischen Worten und prachtvollen Bratenresten ging sie auf ihr Opfer los. Bido lief ihr sogar entgegen und sprang vergnügt an ihr in die Höhe. „Komm nur, mein Hundchen, komm nur mit mir, ich hab' noch eine Lieberreichung für dich.“ So plauderte sie mit dem ahnungslosen Tier, und dann hatte sie es bald so weit, daß es mit ihr im Hause verschwand.

Loger hatte unterdessen seine Arbeiten beendet. Nun trat er vor die Tür, pfiß leise nach Bido, und als der Hund nicht sofort kam, rief er nach ihm. Kein Bido war zu sehen. Er wird schon

Der Vogel als Kunstwerk der Mechanik.
 Von Dr. Anton.

(Nachdruck verboten.)

Der Durchschnittsmensch kennt die Vögel so, wie er alles kennt, was er immer wieder sieht: als vorübergehende, unwichtige Erscheinungen im Alltagsleben, die man wohl sieht, aber nicht beachtet. Wer an den gefiederten Gefellen Freude hat, weiß sie nach Gefieder, Gestalt, Gesang oder sonstigen Artheigentümlichkeiten zu unterscheiden. Selbst der Ornithologe, der Vogelkundige von Beruf oder Bildung, verteilt sie nach ihren äußeren

... muß bei nicht dienen! Als Mund vor allem. Er soll die Nahrung zerreißeln, zerschneiden, zerklauen, nachdem er vorher lebende Beute gepackt hat. Dann muß er in vielem die Stelle einer Hand vertreten. An den vorderen Gliedmaßen hat der Vogel, wie jeder weiß, überhaupt kein derartiges Organ, an den hinteren nur einen recht wenig brauchbaren Ersatz. Er ist also gezwungen, den Schnabel auch zum Zugreifen und Festhalten zu verwenden, und tut das auch in mitunter überraschender Geschicklichkeit. Als drittes kommt hinzu, daß alle Arten des durch seine Härte zu dem Zweck anscheinend wenig geeignete Glied — der Ausdruc



Der Kaiser beim Besuch des Leib-Garde-Husaren-Regiments, das im Felde sein hundertjähriges Bestehen feierte. Hinter dem Kaiser der Regimentskommandeur, neben diesem Generaloberst von Einem.

Kennzeichen auf die verschiedenen Klassen seines zoologischen Systems, daß aber der Vogellkörper auch ein mechanisches Kunstwerk ist, daran denken die Allerwenigsten. Und doch ließe sich gerade darüber ein ganzes Buch schreiben, ist auch eins geschrieben worden; aus seinem überreichen Inhalt, dem Werke eines amerikanischen Fachgelehrten, sei einiges wenige hier angeführt.

In der Tat ist die eben gebrauchte Bezeichnung durchaus am Platze: der Vogel ist ein Mechanismus, der eine bestimmte Rolle zu spielen hat, in dem jedes Glied, jede Einzelheit, gleichwie in der kompliziertesten und durchdachtesten Maschine, darauf angelegt ist, den ungestörten Ablauf der Verrichtungen zu erleichtern und zu vervollkommen.

Der erste Gedanke wendet sich naturgemäß demjenigen

werden sie auch beim Klettern benutzt, besonders von den noch nicht flügenden Jungen.

In der Wichtigkeit als Werkzeug kommen dem Schnabel und den Flügeln wohl die Beine am nächsten. Entsprechend den fast zahllosen Möglichkeiten und Notwendigkeiten der Betätigung sind sie in Gestalt und Aufbau von einer außerordentlichen Mannigfaltigkeit. Beim Strauß, dessen Lebensweise nicht wenig Ähnlichkeit mit derjenigen wilder Pferde aufweist, gleicht auch die Entwicklung von Bein und Fuß überraschend der bei den Einhufern. Hingegen sind den Vögeln, deren Füße nur zum Sitzen verwendet werden, wie dem Königsfischer oder dem Kolibri, lächerlich unterentwickelte, kleine und schwach aussehende Beine eigen. Bei den Raubvögeln haben wir derbe, kräftige Haken, die jeder

rechtfertigt sich durch die Vielseitigkeit der Handhabung — dazu benutzen, das Gefieder zu glätten und zu ordnen. Zuguterletzt ist er dem Papagei und seinen Vektoren eine unentbehrliche Hilfe beim Klettern.

Die moderne Wissenschaft glaubt, wie manchen Lesern bekannt sein wird, annehmen zu dürfen, daß Vögel und Reptilien im Grunde miteinander verwandt sind, das heißt, daß jene von diesen abstammen. Sie will das aus der vergleichenden Betrachtung der Skelette dieser beiden Zweige des Tierreichs begründen, und zwar vor allem aus der Wirbelsäule und dem zu ihr gehörenden Teile. Das ausführlich zu erörtern, würde mancherlei Fragen aus der Entwicklungslehre berühren und uns viel zu weit abschweifen lassen. Das Nämliche muß für eine Besprechung des Knochenbaues der Flügel gelten, so daß leider ein Verzicht nötig wird. Wir müssen uns auf das jetzt Bestehende beschränken.

Für die große Mehrzahl der Vögel sind die Flügel einzig zum Fliegen da. Bei einigen Arten, wie den Hühnern, ist diese Fähigkeit durch die Gewöhnung an das Haus der Menschen, die Aufgebung des wilden Lebens und die damit verbundene Umgestaltung der Daseinsbedingungen im Laufe der Generationen mehr oder weniger verkümmert, bei dem größten Vertreter dieser Art, dem Strauß, sogar vollständig verschwunden. Bei ihm haben die Vordergliedmaßen, die schon durch ihre Kleinheit im Verhältnis zu der ragenden Gestalt des ganzen Tieres die Abweichung von dem allgemein Üblichen verraten, nur noch den Zweck, während des dem Strauße eigentümlichen schnellen Laufes das Gleichgewicht bewahren zu helfen. Beim Pinguin hinwieder sind sie zu kümmerlichen Stümpfen geworden, die aber beim Schwimmen ganz vorzügliche Dienste als Ruder leisten. In ein paar, allerdings ganz wenigen Fällen, zum Beispiel bei dem südamerikanischen Hoazin,

Beanspruchung durch die wilden Versuchungsversuche der geschlagenen Beute gewachsen sind, vor uns. Vögel wie Reiher, Kranich, Storch, die viel im Wasser waten, haben hohe Stelzen und lange, schlante Beinen, die sich beim Austreten weit auseinanderstellen und die Tragfläche vergrößern, ähnlich wie Schneeschuhe. Noch auffälliger ist diese Eigentümlichkeit bei den Wasserhühnern ausgeprägt, die geradezu über die so nachgebenden und schwankenden Wasserpflanzen hinaufklettern vermögen; ihre höchste Entwicklung erreicht sie bei den Jacanas, den tropischen und halbtropischen Vögeln unseres Wasserhühnchens. Zur Fläche wird infolge der Häute zwischen den Beinen der Fuß der Schwimmvögel, der im Verein mit dem kurzen, kräftigen Beine ein widerstandsfähiges und durch seine Kürze nur geringen Hebeldruck verlangendes Ruder darstellt. Spechte, Kuckhüner und ihre Verwandten, lauter Vögel, die sich infolge ihrer Lebensweise häufig an senkrechten Flächen anklammern müssen, haben scharfe, hakentartige Krallen an langen Beinen, die ein Aufhaken gestatten.

Was hier in gedrängtester Kürze von den wichtigsten Teilen des Vogelskeletts gesagt ist, hat auch für die Muskeln seine Geltung; das eine wie die andern passen sich den Lebensnotwendigkeiten aufs praktischste an. Man muß gestehen, daß der geschickteste Techniker die Muskeln nicht so hätte entworfen und gestalten können wie es die Natur hier getan hat, um möglichst große Leistung mit möglichst geringem Aufwand zu erzielen. So sind die kräftigen Fasern, die die Schwingen betätigen, am Kiel des kräftigsten Knochens, des Brustbeins, verankert; dieses wieder ist bei den geschicktesten und ausdauerndsten Fliegern am besten durch-

ganz rannenswert ist, um von allen den Vögeln nur diese zu erwähnen, das Auge der Ente gebaut und eingerichtet. Nur ein kleiner Teil des Augapfels ist von außen zu sehen; der Rest sitzt tief in der Augenhöhle, die fast ein Drittel der ganzen Schädelhöhle für sich beansprucht. Raum für die Aufnahme von möglichst viel Licht ist also vorhanden. Der sichtbare Rest ist von einem dünnen Knochenrahmen eingefasst, der an Gestalt fast mit einem Lichtsammler oder Lampenschirm verglichen werden kann. Diese beiden Eigentümlichkeiten sind es, die das Sehen bei Nacht erst möglich machen; sie sind auch bei keiner andern Vogelart zu finden, schon aus dem Grunde, weil sie dort überflüssig sind.

Es bleibt noch das Gefieder. In jeder Beziehung paßt auch es sich den mannigfach wechselnden Forderungen des Lebens an. Es ist leicht und stellt deshalb während des Fluges die denkbar geringsten Anforderungen an die Tragkraft. Dabei ist es ein schlechter Wärmeleiter, weil es so locker aufliegt, und bietet den besten Schutz gegen plötzliche Temperaturwechsel, wie sie beispielsweise sehr hoch steigende Vögel durchzumachen haben. Im Fliegen selbst breiten sowohl die Flügel wie die Schwanzfedern sich weit auseinander und gewähren damit eine möglichst große Tragfläche, unter der die zusammengepreßte Luft stützend angreifen kann. Unter anderen Lebensbedingungen hat es hinwieder ganz andere Gestalt. Das Kleid des Pinguin erscheint bei nicht ganz scharfem Zusehen eher aus Seehundhaaren zu bestehen als aus Federn. Dadurch wird die Oberfläche des Tieres, das in der Regel nicht auf dem Wasser, sondern unter der Oberfläche schwimmt, vollständig glatt; das dichte Zusammenliegen der Federn wieder



Unsere Schneeschuh-Abteilungen in den Vogesen.

gebildet. Das findet sich in gleicher Deutlichkeit bestätigt, ob der Vogel nun ein Riese unter seinen Genossen oder der winzigste Zwerg ist: beim Fregattvogel, der stundenlang mit den gewaltigen gespreizten Flügeln ohne einen Schlag zu tun in der Luft schwebt, und beim Kolibri mit seinen zierlich kleinen Flügeln, die in blitzschnellem Flattern das Tierchen zwischen zwei Blumen halten.

Ein wahres Kunstwerk ist die Anordnung der Sehnen und Muskeln der Beine bei allen Sperlings- oder Sitzvögeln. Setzt sich das Tier auf eine Stange, dann ruht das Gewicht des Körpers auf den Beinen. Dadurch zieht sich der Beinmuskel über dem Hauptgelenk zusammen und „verriegelt“ und krümmt gleichzeitig eben durch diesen Zug die Beine, so daß sie sich fest um die Stange legen. Soll der Vogel fallen, dann muß sich vorher die Umklammerung der Beine lösen. Das ist aber nur möglich, wenn der Hauptmuskel durch Anheben des Körpers entspannt wird. Ein unfreiwilliges Stürzen des Vogels ist also einfach unmöglich.

Da wir von den Muskeln sprechen, sei die Zunge nicht vergessen, so unscheinbar sie auch meistens ist. Viele Menschen wissen ja nicht einmal, daß der Vogel ein solches Organ hat. Beim Specht ist sie zum widerhatigen Speer entwickelt, den er schier unbegreiflich weit ausstrecken kann; damit sie solche Beanspruchung aushalten kann, gehen die bedienenden Sehnen fast rings um den ganzen Kopf bis dicht an den vorspringenden Augenvulst der anderen Seite. Beim Kolibri hat sie Gestalt und Zweck einer Saugpumpe, die den Nektar aus den tiefen Blumentelchen herausholt. Bei einigen Arten ist sie fast wie eine Bürste geformt, um das Festhalten des Futters zu erleichtern; bei mehreren Fischfressern ist sie mit rückwärts gerichteten Haken besetzt und verhindert so ein Hinausgleiten der schlüpfrigen Beute.

bewirkt, daß kein Wasser bis an den eigentlichen Körper dringen kann. Ebenso ist das Gefieder der Enten, Gänse und aller ihrer näheren Verwandten wasserdicht gelegt und zudem mit einer feinen Ölschicht überzogen, die mit Hilfe des Schnabels aus einer besonderen Drüse am Wurzels häufig erneuert wird.

Nur auf das Allernächstliegende konnten diese Zeilen eingehen, und auch darauf nur ganz flüchtig. Vielleicht haben sie dennoch, trotz ihrer Knappheit, das eine erreicht, daß einer oder der andere unter den Lesern sich gelegentlich Neugier gibt, wieviel Kunstvolles, wieviel Wohlüberlegtes und Planmäßiges in den Bau des Vogels hineingelegt ist — des Vogels, der für gewöhnlich uns eine so alltägliche und gleichgültige Erscheinung ist, daß wir ihm kaum jemals mit mehr als einem halben Blick und halben Gedanken beachten, dessen Körper aber doch einen Mechanismus oder vielmehr eine Zusammenfassung zahlreicher Mechanismen darstellt, die trotz ihrer Künstlichkeit unter allen Umständen glatt und ungehemmt sich betätigen.

Spruch.

Wer Abschied nicht zu nehmen weiß,
Dem geht es schlecht im Leben:
Weil er ihn selber niemals nimmt,
Wird er ihm kalt — gegeben.

Die draußen sind.

Don Henriette Drey.

So schwarz die Nacht, es heult der Wind,
Der Regen strömt, es ächzt das Haus,
Ich liege schlaflos Stund' um Stund',
Und lausche bang dem Sturmgebraus.
Wie Geisterstimmen hohl und dumpf,
Unheimlich stöhnt es im Kamin,
Wie armer Seelen Klage laut,
Wie Kindesweinen stirbt dahin.
Und meine Hände kalten sich
Und heiß das Blut zum Herzen rinnt,
In dieser schlimmen Winternacht,
O schirme, Herr, die draußen sind!

Die draußen sind auf wüstem Meer,
In wilder Wogen Widerprall —
O schütz' die armen Menschen mild

Herr, deinen Engel sende ihm,
Der schützend breite seine Hand.
O Herr, sei allen Licht und Stab,
Die heimatlos und schutzlos sind,
Die fern dem Sturmgeschützten Heerd —
O schirme, Herr, die draußen sind!

Und durch die Straßen schreitet still
Die liebende Barmherzigkeit.
Wo Schmerz und Not nach ihnen ruft,
Schreckt sie nicht Nacht und Dunkelheit.
Und durch die Gassen schleicht sie schein
Die Sünde der verschwiegenen Nacht,
Die vor dem Lichte sich vertrieht:
Herr, auf die Unschuld habe acht!
O Herr, die schwach und schwankend noch,



Verwundete Franzosen beim Spiel in einem deutschen Lazarett.

Die zittern jetzt in Todesqual!
Daß krachend nicht ihr Schiff zerschellt
An mörderischem Klippenrand,
Die Brandung reiß' sie nicht hinab —
Daß hafentwärts ihr Kiel gewandt.
O treulos Meer- du Kirchhof weit!
Herr, dir gehorchen Well' und Wind —
O stolla maris, bitt' für sie —
O schirme, Herr, die draußen sind!

Und mancher ist; der obdachlos
Im kalten Regen bebt und friert,
Und mancher, der gewandert weit,
Und irr und fremd den Weg verliert.
Durch tiefen Wald, durchs lüch'sches Moor
Hintaumelt er an Abgrunds Rand —

Die arm und wahnbetört und blind,
Die irre gehn auf sündgem Pfad
O schirme, Herr, die draußen sind!

Doch einer ist, ach fern, so fern,
Zu dem mein treues Denken geht,
Für den ich manche Stunde fromm
Die Hände falte zum Gebet.
Der zog hinaus zu Kampf und Sieg,
Der zog wohl in den heiligen Krieg.
Herr, schütze ihn in heißem Kampf,
In Kugelsprühn und Pulverdampf!
Ob einsam er auf stiller Nacht,
Ob heulend die Granate tracht —
Im fremden Land, in heißer Schlacht,
O schirm' ihn Gott bei Tag und Nacht.



Sprüche.

Nichts ist dem Auge so schön, als die Wahrheit der Seele.

*

Besser wissen und das Bessere wissen, ist zweierlei.

Der Obstbau in Preußen. Die endgültigen Ergebnisse der Obstbaumzählung vom 1. Dezember 1913 ermöglichen einen Einblick in den Obstbau Preußens. Es sind zunächst wie im Jahre 1900, dem Jahr der ersten umfassenden preussischen Obst-

an der Spitze; darunter waren 25 974 478 oder 64,60 v. H. tragfähig. In zweiter Stelle stehen die Pflaumen- und Zwetschenbäume mit 35 360 441; davon waren 28 040 100 oder 79,30 v. H. tragfähig. Unter den 15 836 679 Birnbäumen waren 11 079 124 oder 69,96 v. H. und unter den 13 950 012 Kirschbäumen 10 350 372 oder 74,20 v. H. tragfähig. Nach einander folgen schließlich Pfirsichbäume, Walnußbäume und Aprikosenbäume. Für die vier ersten wichtigen Obstbaumarten läßt sich die Entwicklung seit dem Jahre 1900 verfolgen; danach haben die Apfelbäume (+ 49,5 v. H. und Birnbäume (+ 29,3

Sonderbare Verwundung. Arzt: „Hat der Engländer den Schuß durch die Fußsohle beim Davonlaufen gekriegt?“ — Soldat: „Nein, aber aus schlechter Gewohnheit hat er beim Gehen die Füße auf den Grabenrand gelegt.“

Getrennt. Vater (seine beiden Söhne, die sich als Kriegsfreiwillige melden wollen, zum Bezirkskommando bringend): „Wenn's geht, Herr Feldwebel, schicken Sie doch einen nach Frankreich und den andern nach Rußland, die beiden vertragen sich nicht gut!“

Einwand. „Sie haben ja unsere Hindenburgbüste heute schon wieder nicht ab-



Nächtlicher Angriff türkischer Infanterie auf einen englischen Panzerzug in der Nähe von Serapium (Suezkanal).

baumzählung, die vier wichtigsten Obstbaumarten, nämlich Apfelbäume, Birnbäume, Pflaumen- und Zwetschenbäume, Kirschbäume, in ihrer Zahl nachgewiesen. Neu ermittelt wurden 1913 die Aprikosen-, Pfirsich- und Walnußbäume. Ebenfalls neu ist die besondere Erfassung der tragfähigen Bäume einer jeden Obstbaumart; es sind dabei unter tragfähigen Obstbäumen solche Bäume verstanden, die schon getragen haben. Die Zahl der tragfähigen Bäume kennzeichnet also noch besser, als es die Zahl der Obstbäume in ganzen vermag, den gegenwärtigen Stand des Obstbaues. Eine weitere bedeutungsvolle Gliederung der Obstbäume wurde nach ihren Standorten durchgeführt, je nachdem sich die Bäume auf Gehöften und Hausgärten, im freien Felde oder auf öffentlichen Wegen, Kanalböschungen usw. befanden. Auch dieser Gliederung kann eine vollkommen entsprechende für das Jahr 1900 nicht gegenübergestellt werden.

Unter den wichtigsten Obstbaumarten stehen die Apfelbäume mit 40 210 248

v. H.) sehr stark, die Kirschbäume (+ 0,9) ganz unbedeutend zugenommen, die Pflaumen- und Zwetschenbäume (— 5,5) sogar abgenommen. Der gerade bei den Apfelbäumen beobachtete verhältnismäßig niedrige Anteilssatz der ertragfähigen Bäume läßt sich mit der besonders starken Zunahme der Apfelbäume wohl zum großen Teil in ursächlichen Zusammenhang bringen. Die Mehrzahl der Bäume einer jeden Obstbaumart findet sich naturgemäß in den Landgemeinden; die Städte umfassen insbesondere bei den Aprikosen-, Pfirsich-, Walnuß- und Birnbäumen einen verhältnismäßig beträchtlichen Teil aller Obstbäume der genannten Arten.

Die Mehrzahl aller Obstbäume stand auf Gehöften und in Hausgärten: 75 954 963; 19 333 050 befanden sich auf freiem Felde und 12 408 539 auf öffentlichen Wegen, Kanalböschungen usw. Unter den vier wichtigen Obstbaumarten stand insbesondere ein erheblicher Teil der Kirsch- und Apfelbäume auf freiem Felde.

gestaubt!“ „Ja hab' inzwischen in der Zeitung gelesen, daß der Herr Feldmarschall nicht uf's Rußere jibt.“

Stimmt. „Manche Romanschriftsteller wissen wahrhaftig nicht, was sie schreiben. Hier spricht zum Beispiel einer von dem „Rabenhaar“ eines Mädchen.“ — „Na, und was ist daran falsch?“ — „Alles! Raben haben keine Haare. Sie tragen Federn!“

Rätsel.

Niemand und Keiner
Gingen in ein leer Haus,
Niemand ging heraus,
Keiner ging heraus:
Wer blieb nun noch drin?

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:
Brief.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten. (Geich vom 19. Juni 1901.) Verantw. Redakteur: E. Kellen, Bredeneß (Ruhr). Gedruckt u. herausgegeben von Fredebeul & Kocnen, Ess-n (Ruhr).